

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 59 (2003)

Artikel: Die Shanghaier Emigration : ein Beitrag zur Fremdwahrnehmung im Exil
Autor: Messmer, Matthias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Shanghaier Emigration – ein Beitrag zur Fremdwahrnehmung im Exil

von Matthias Messmer*

Über den Exilort Shanghai ist seit David Kranzlers Standardwerk *Japanese, Nazis, and Jews – The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938–1945* (New York 1976), viel und detailliert geschrieben worden.¹ In den letzten Jahren erschienen Dutzende von Autobiographien, Erzählungen und Geschichtsdarstellungen zu diesem Thema, nicht selten von direkt Betroffenen als Dokument der Erinnerung an ein Emigrantenleben fern der Heimat und mit viel persönlicher Hingabe verfasst. Im Vordergrund standen und stehen bei diesen Schilderungen zumeist Begegnungen mit Bestimmungsgrößen und -orten innerhalb der *eigenen* Kultur beziehungsweise Religion, mit unterschiedlichem Schwerpunkt je nach Sichtweise, Interessen und persönlicher Biographie des Autors: Das eine Mal steht der Kampf ums tägliche Brot im Zentrum der Betrachtungen, oder es werden die Schwierigkeiten der Schul-

* Dr. Matthias Messmer, Universität Fribourg (CH), Rte d'Englisberg 11, CH-1763 Granges-Paccot. – Der Aufsatz entstand neben der Arbeit am Habilitationsprojekt (Universität Basel, Historisches Seminar, Prof. Dr. Heiko Haumann) zum Thema „West-östliche Begegnungen im China des 20. Jahrhunderts“, zu dessen Vorbereitung ich mich zwei Jahre lang in China (Center of Jewish Studies, Shanghai Academy of Social Sciences) und den USA (unter anderem Leo Baeck Institute und Columbia University, New York; Stanford University) aufgehalten habe. Besonders zu danken habe ich dabei Dr. Diane R. Spielmann (Center for Jewish History) für ihre Unterstützung sowie Professor David Kranzler und Rabbiner Marvin Tokayer für die Möglichkeit, ihre umfangreichen Quellenmaterialien zur Geschichte des Exilorts Shanghai benutzen zu dürfen.

¹ Stellvertretend erwähnt seien hier drei jüngere, äusserst umfassende Arbeiten, die zahlreiche weiterführende bibliographische Angaben zu den unterschiedlichsten Aspekten der Geschichte der europäischen Flüchtlinge in Shanghai liefern: R. MALEK (ed.), *From Kaifeng . . . to Shanghai. Jews in China*, Sankt Augustin, Nettetal 2000 (= Monumenta Serica – Monograph Series 46); J. GOLDSTEIN (ed.), *The Jews of China*. Band I: *Historical and Comparative Perspectives*; Band II: *A Source book and Research Guide*. With a Bibliography by Frank Joseph Shulman, London 1999–2000; G. ARMBRÜSTER/M. KOHLSTRUCK/S. MÜHLBERGER (ed.), *Exil Shanghai 1938–1947. Jüdisches Leben in der Emigration*, Teetz 2000.

bildung in Zeiten des Krieges thematisiert. Ein anderes Mal sind es die Arbeit und Koordination der verschiedenen Hilfskomitees, das Leben im „Ghetto“, dann wieder das nicht spannungsfreie Verhältnis zwischen den einzelnen jüdischen Gemeinden Shanghais in den 1930er und 1940er Jahren, welche Räume für Diskussionen öffnen. Und immer geben selbstverständlich Glanz und Glamour, aber auch Dekadenz und Sittenlosigkeit im „Paris des Ostens“ Anlass zu verschiedensten Beobachtungen, Stimmungsbildern und schriftlich formulierten Eindrücken jener Emigrationszeit im Fernen Osten.

Auf inter-kulturelle Aspekte des Zusammentreffens zwischen Flüchtlingen und einheimischen Chinesen konzentrieren sich schreibende „Shanghaier“ vergleichsweise wenig, mit Ausnahme der unentbehrlichen Erwähnung der geliebten *Amah* (allgemeiner Begriff für weibliche Bedienstete jeglicher Art), eines oder mehrerer *Boys* und gewiss der Kulis, der im damaligen Shanghai allgegenwärtigen Rickschazieher. Ein Schmelztiegel war Shanghai nicht, doch boten sich denen, die es wünschten und konnten, trotzdem Gelegenheiten für Begegnungen mit dem Fremden. Unter den prominenteren Vertretern eines Austausches oder gar einer Annäherung zwischen Orient und Okzident befinden sich etwa der Sinologe Willy Tonn, der Etymologe, Verleger und Schriftsteller Adolf J. Storfer oder der Maler David Ludwig Bloch.² Ihnen verdankt die Nachwelt einzigartige Kenntnisse und Einsichten über die Fremderfahrung im Exil. Dabei erweist sich deren Schaffen als wertvolle, weil zeitlose Dokumentation zur Erhellung von Problemfeldern bei der heutigen Diskussion über kulturelle Nähe und Ferne. Nicht selten nahmen diese Beobachter in ihrer geistigen Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand China Themen vorweg, welche die intellektuellen Debatten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Stereotypenbildung, Edward Saids Orientalismustheorie, Samuel Huntingtons Zusammenprall der Zivilisationen usw.) beherrschen sollten.

² Über Willy Tonns Arbeit und Wirken in Shanghai siehe: Leo Baeck Institute, Willy Tonn Collection, AR 7259. Aspekte von Adolf J. Storfers Schaffenskraft finden sich in zahlreichen Artikeln in der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift *Die Gelbe Post*, der in Shanghai auf hohem intellektuellem Niveau publizierten *Ostasiatische[n] Illustrierte[n] Halbmonatsschrift*, so der Untertitel der Zeitschrift *Die Gelbe Post* (die Hefte 1–7 aus dem Jahr 1939 wurden 1999 vom Wiener Verlag Turia & Kant als Reproduktion und mit einer Dokumentation von Paul Rosdy neu herausgegeben). Über David Ludwig Blochs Beitrag zur Perzeption Chinas und seiner Menschen siehe das hübsch aufgemachte Buch mit einer Auswahl seiner Werke: D. L. BLOCH, *Holzschnitte. Mukeji. Woodcuts, Shanghai 1940–1949*, ed. B. HOSSTER/R. MALEK/K. WENZEL-TEUBER, Sankt Augustin, Nettetal 1997 (= Monumenta Serica – Other Publications).

Alternative Perzeptionen Chinas

Einblicke in die fremde chinesische Umgebung boten sich jedoch auch weniger bekannten „Shanghailändern“, darunter Journalisten, Lehrern oder ganz allgemein an der Andersartigkeit ihrer neuen Welt interessierten Personen. Wer die Augen trotz Elend, Dreck und Krieg offenzuhalten in der Lage war, wer fünf, zehn oder noch mehr Jahre in der Hafenstadt lebte, dem wurde im Laufe der Zeit vieles Fremde vertraut. Im ursprünglich als exotisch empfundenen Milieu relativierten sich bisweilen sogar die eigenen Standpunkte. Der unfreiwillige Prozess der Selbstfindung und Selbstüberprüfung sowie die Anerkennung individueller Vorurteile führte unweigerlich zu einem Sensitivum gegenüber dem Fremden und damit zu einer deutlich vielfältigeren Auseinandersetzung mit dem Reich der Mitte, als dies in den meisten bisherigen Schilderungen westlicher Besucher Chinas der Fall war. In diesen alternativen Perzeptionen Chinas und seiner Menschen durch eine verhältnismässig kleine und unfreiwillig im Fernen Osten gestrandete Gruppe von Ausländern liegt ein nicht zu unterschätzender Wert für das Verständnis einer Jahrtausende alten Kultur und Gesellschaft. Deren Beitrag soll im folgenden mittels Einbettung in die damals vorherrschende Atmosphäre in der Huangpu-Metropole angedeutet werden.

Shanghai galt bei den vor dem Nationalsozialismus fliehenden europäischen Juden gewiss zu keiner Zeit als Wunschdestination, wohl aber zumindest nach dem „Anschluss“ Österreichs im Frühjahr, der Flüchtlingskonferenz im französischen Evian im Sommer sowie der Kristallnacht vom Winter 1938 als einziger und letzter Hoffnungsschimmer, um dem Terror des Naziregimes zu entkommen. Trotz der im *Handbuch für die jüdische Auswanderung von 1938* ausdrücklich formulierten Warnung vor einer Flucht nach Shanghai fanden schliesslich bis gegen Ende 1941 ungefähr 18.000 Personen aus Europa ein vorübergehendes Exil in der Stadt über dem Meer, die – das war deren einziger Trumpf – kein Visum zur Einreise erforderte, jedoch, was die Wohnungs-, Hygiene- und nicht zuletzt Witterungsverhältnisse betraf, an letzter Stelle unter den Exildestinationen rangierte. Die politischen Verhältnisse in Europa hatten in nicht geringem Masse die Zusammensetzung der Shanghaier Exilanten beeinflusst: Es handelte sich zumeist um Angehörige älterer Generationen, die sich erst im allerletzten Moment zur Flucht aus dem einst geliebten Vaterland entschlossen hatten (etwas abschätzend formuliert über diejenigen, die einer groben Fehleinschätzung der tatsächlichen Lage unterlegen waren) sowie in der Mehrheit um eher bürgerlich eingestellte Personen, denen die Diskussion ihrer jüngeren, bereits

früher in andere Erdteile emigrierten Glaubensbrüder über Arbeiterbewegung und Widerstandsbewegung weniger bedeutete und die in Deutschland beziehungsweise den besetzten Gebieten nicht unbedingt durch politische Aktivitäten aufgefallen waren.

Bis zum Eintritt Italiens in den Zweiten Weltkrieg im Juni 1940 erreichten die meisten Flüchtlinge aus Europa Shanghai auf einer vier- bis zehnwöchigen Schiffsfahrt, zumeist – auch das eine Ironie des Schicksals – auf Luxusdampfern der „Lloyd-Triestino Line“ entweder durch den Suezkanal oder (um die Kanalgeldern zu umgehen) über das Kap der Guten Hoffnung, den Indischen Ozean, gewöhnlich mit Zwischenstopps in Bombay, Colombo, Singapore und Hongkong. Nach der Blockade des Mittelmeeres und bis zum Einmarsch der deutschen Truppen in die Sowjetunion im Juni 1941 verblieb als letzte Fluchtmöglichkeit und nach der mühevollen Ergatterung von bis zu fünf Transitvisen (Lettland, Litauen, UdSSR, Mandschurei, Japan) der Landweg mittels der Transsibirischen Eisenbahn von Berlin über Ostpreussen nach Moskau und weiter bis Tschita, wo man in die Ost-Chinesische Eisenbahn umstieg und Richtung Harbin in der nördlichen Mandschurei fuhr, um von dort entweder über Mukden (Shenyang) beziehungsweise Dairen (Dalian) oder – noch zeitaufwendiger – über Vladivostok und Japan (Kobe, Shimonoseki oder Yokohama) weiter mit dem Schiff nach Shanghai zu gelangen. Mit der Ankunft der letzten europäischen Flüchtlinge in China im Dezember 1941 schloss sich gleichzeitig für Jahrzehnte ein bedeutendes Kapitel der west-östlichen Begegnungen auf der „russischen Wanderbühne“, der Transsib: Seit ihrer Inbetriebnahme hatte die Eisenbahn mehr als vierzig Jahre lang westliche Reisende, Diplomaten, Schriftsteller, Journalisten, Abenteurer, Spione und zuletzt Emigranten gemächlich, aber zuverlässig nach China transportiert, die charakterlich und von ihrer Herkunft her verschiedensten „Barbaren“ behutsam an die Seele des Reichs der Mitte herangeführt, während in umgekehrter Richtung chinesische Studenten nach Moskau (an die Sun Yat-sen Universität) oder gar Paris (zur Sorbonne) aufbrachen, um westliches Gedankengut zu studieren und ihrem Land den Weg der Revolution zu ebnen. Letztere waren – was die Vorbereitung auf eine ihnen vollständig fremd erscheinende Umgebung betraf – gewiss besser vorbereitet als die vor Hitler fliehenden Europäer, denen Shanghais Sitten und Gebräuche buchstäblich chinesisch und als Kulturschock vorkommen mussten, die sich bis zur allerletzten Minute nicht von der europäischen, kleinbürgerlichen, auf Sauberkeit und Ordnung bedachten Heimat trennen wollten und die sich, man kann es ihnen nicht verübeln, zwangsläufig und in den meisten Fällen vom Schmutz, der Armut und dem Hygieneverhalten der chinesischen Massen angeekelt fühlten:

„Man wohnt überall ganz dicht, eng bei eng, mit diesem allerniedrigsten Gesindel zusammen, kann sich gegenseitig in die Fenster sehen und wird nirgends diesen abscheulichen Anblick los. Das ganze Leben dieser Chinesen spielt sich auf der Strasse ab: es wird überall in den fliegenden Garküchen auf der Strasse gekocht, es wird Handel getrieben, man stösst bei Schritt und Tritt auf Bettler; auf der Strasse wird Wäsche gewaschen, getrocknet, Säuglinge werden beim Laufen an der Brust genährt, es wird geraucht, usw. usw. Ekelerregende nackte Gestalten, widerliche Gerüche verschiedenster Art: kurz, ein Anblick und ein Duft rein zum Kotzen! Ich ekelte mich derart, dass ich nicht mehr hinsehen mochte und dauernd versuchte, mich von allem fern zu halten und es zu übersehen. Aber das ist ja ganz unmöglich, denn man stolpert ja fast andauernd bei jedem Schritt über irgend einen Chinesen. Sie schlafen auf der Strasse, Kinder spielen auf der Strasse, sie machen einen ohrenbetäubenden Lärm und einen Gestank, der zum Himmel schreit! Sie spucken und schreien, sie zanken und schlagen sich; kurz es ist das widerlichste Volk, das ich jemals gesehen habe“.³

„Lebensschule“ Shanghai

Schilderungen dieser Art dürfen nicht verwundern, hausten doch die meisten „Hitlerflüchtlinge“ nicht in den modernen Apartments des „International Settlement“ oder in den Villen der „Concession Française“, sondern im Bezirk Hongkou, der während der japanischen Angriffe auf Shanghai 1937 fast völlig zerstört worden war und seitdem als nicht mehr zum „International Settlement“ gehörig betrachtet wurde. Diejenigen Flüchtlinge, die Dank finanzieller Unterstützung von Verwandten oder anderswoher über genügend Mittel verfügten, um sich eine Wohnung ausserhalb Hongkous zu mieten oder zu kaufen, zeigten sich im allgemeinen weniger angewidert von der neuen Umgebung, die sie eher als Lebensschule denn Lebenspein empfanden:

„Der Blick von den oberen Sitzen des langsam fahrenden Busses nach unten war geradezu verwirrend. Rechts und links schöne chinesische Geschäfte, besonders prachtvoll waren die im altchinesischen Stil gehaltenen Häuser der Juweliere. [. . .] Je weiter wir kamen desto dichter wurde die Menschenmenge, die den Bus umgab. Es war als ob das volkreichste Land der Erde eine Million seiner Einwohner gerade vor uns ausgeschüttet hätte, ein unbeschreibliches Chaos. [. . .] Es herrscht lebhafter Verkehr, in der dichten Menge der Chinesen einige Europäer. Kleine Häuschen, Geschäft an Geschäft, Schneider, Reishändler, Uhren und Uhrenreparatur, Geldwechsler, ein oder zwei Restaurants, eine Nudelfabrik, Schuhmacher und vieles andere mehr. [. . .] Es gab so unendlich viel zu sehen, alles neu für mich, dass ich es gar nicht in Kürze beschreiben kann. Die Strasse war sauber, über dem Ganzen aber lag ein sehr durchdringender Geruch“.⁴

³ Leo Baeck Institute, Hertha Beuthner Collection, ME 57, S. 16. Die negativen Eindrücke der Berlinerin Hertha Beuthner bei Ankunft in Shanghai stellen keinen Einzelfall dar; allerdings formulierten andere Flüchtlinge ihre ersten Shanghai-Erfahrungen in der Regel etwas weniger derb.

⁴ Leo Baeck Institute, Hans Jacoby Collection, ME 774, S. 6ff.

Shanghai hatte bei Ankunft der mittellosen Europäer den Höhepunkt seiner wirtschaftlichen Entwicklung überschritten und in den Jahren zuvor bereits Tausende chinesische sowie russische Flüchtlinge wohl oder übel absorbiert; dessen Markt schien nicht mehr bereit zu sein, weitere Arbeitssuchende aufzunehmen, zumal die Berufe der aus dem alten Kontinent Geflohenen häufig mit denjenigen übereinstimmten, die auch im Shanghai jener Zeit übervertreten waren, nämlich Angestellte und Ärzte. Die europäische Flüchtlingsgemeinde konnte sich zwar bei der Konfrontation mit alltäglichen Schwierigkeiten in gewisser Hinsicht auf die Unterstützung internationaler jüdischer Organisationen sowie lokaler Hilfskomitees verlassen, doch waren ihre Mitglieder spätestens nach der Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft im November 1941 und nach dem Ausbruch des Pazifik-Krieges in erheblichem Masse auf sich selber angewiesen. Sie befanden sich zwar formell auf chinesischem Territorium, doch in einer Situation, in der die nationalistische Regierung unfähig war, deren Status festzulegen, und die Diskussion der westlichen Vertreter über das weitere Schicksal der Flüchtlinge zu einer Farce wurde, da zu jenem Zeitpunkt bereits die Japaner als die neuen Herren auftraten.

In diesen komplexen politisch-sozialen, durch den Kriegsausbruch zusätzlich erschwerten Konstellationen muss man das Verhältnis der jüdischen Flüchtlinge zu ihrer chinesischen Umgebung zu ergründen suchen: In der eigenen Hoffnungslosigkeit und Identitätskrise der aus Europa Gestrandeten selbst, in ihrer Beziehung zu den reicheren Glaubensbrüdern und anderen alteingesessenen westlichen Ausländern, im nebulösen, weil durch die Kriegsverhältnisse sich rasch ändernden Rechtsstatus von Shanghai sowie – spätestens nach der Proklamation einer „Designated Area for Stateless Refugees“ vom 18. Februar 1943 durch die japanische Besatzungsmacht – im Untertanenverhältnis zu den Japanern.⁵ Die Mehrheit der europäischen Flüchtlinge gelangte ohne jegliche geistig-intellektuelle Vorbereitung oder praktische Schulung in die „goetheverbannte Stadt“;⁶ man musste den Europäern, von denen einige nur mit viel Glück dem Tode in Konzentrationslagern entkom-

⁵ Das „Ghetto Hongkou“, wie die „Designated Area for Stateless Refugees“ auch genannt wurde (obwohl in der Proklamation weder das Wort „Jude“ noch „Ghetto“ vorkam), richtete sich an alle Flüchtlinge, die *nach* 1937 nach Shanghai gelangten, d. h. an alle aus Deutschland beziehungsweise Österreich und der Tschechoslowakei, aus Ungarn, dem früheren Polen sowie aus den baltischen Staaten stammenden Personen ohne Nationalität.

⁶ So die Betitelung Shanghais durch den Berliner Lehrer, Publizisten und Mitherausgeber der *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, Fritz Friedländer, in: Leo Baeck Institute, Fritz Friedländer Collection, ME 760, S. 168.

men waren, zuerst erklären, dass es unabdingbar sei, Wasser vor dem Trinken abzukochen, Früchte und Gemüse vor dem Genuss zu schälen, das Haupt vor Sonneneinwirkung zu schützen und nichts bei chinesischen Strassenhändlern einzukaufen, andernfalls, so in einem Zeitungsbeitrag, „Sie die Veilchen bei den Wurzeln riechen werden“.⁷ Auf zwölf Punkte umfassenden Merkblättern hiess es unter anderem: „3. Politische Gespräche sind streng untersagt. [. . .] 8. Auffälliges Benehmen auf der Strasse, lautes Sprechen, das Herumlungern in Vorhallen in Hotels, und das Anschnorren von einzelnen Personen und Firmen ist unbedingt zu unterlassen“.⁸ Im Umgang mit den Chinesen wurde ihnen wärmstens empfohlen, sich an den Sittenkodex des Gastlandes zu halten, um nicht über Gebühr aufzufallen; letzteres dürfte alleine schon äusserlich betrachtet ein Kunststück gewesen sein, stellt man sich einmal einen Europäer im dicken Wintermantel vor, der in der schwülen Hitze Shanghais von Tür zu Tür eilt, um altes Silber, Stickereien oder böhmisches Glas zu verkaufen. Jedoch begriffen die mitteleuropäischen Juden ziemlich schnell, dass lediglich die Einhaltung der ungeschriebenen und geschriebenen Gepflogenheiten des Gastlandes ein Überleben in der Fremde garantierte. In einem Zeitungsbeitrag mit dem Titel „Die dreizehn Punkte“ machte sich ein Emigrant über diejenigen seiner Schicksalsgenossen lustig, welche im Verkehr mit Chinesen neben ihrer Heimat auch die Respekts- und Anstandsregeln hinter sich gelassen hatten:

„1. Betone, wo Du auch seist, dass Du auf Grund Deiner helleren Hautfarbe und Deiner Zugehörigkeit zu einem europäischen Kulturvolk auf jeden Fall der Überlegene bist. [. . .] 4. Ein Rikschakuli ist ein Stück Dreck und muss auch so behandelt werden. [. . .] 5. Falls Du eine religiöse Zeremonie der Chinesen siehst, so dränge die Beteiligten einfach zur Seite, bis Du und Deine Frau im Mittelpunkt des Ereignisses stehst. Du wärest ja kein Kulturmensch, wenn Du Dir den Vorgang schweigend ansehen würdest, also, verlache alles möglichst laut, was Dir fremd erscheint. [. . .] 7. Unterlasse es nie, einem Chinesen zu erzählen, wie unglücklich Du Dich in Shanghai fühlst. Das macht ihn auf seine Heimat besonders stolz“.⁹

Der Verlust der Heimat – „Wir waren ja eigentlich Deutsche!“ heisst es gerne – machte vielen Emigranten schwer zu schaffen. „Wir packen unsere Koffer noch nicht aus, denn wir fühlen uns noch gar nicht zu Hause, unser Sehnen liegt in unseren Koffern drin“, kommentierte ein anderer,¹⁰ ähnlich Nelly Sachs’ Diktum: „Ein Fremder hat immer seine Heimat im Arm wie

⁷ Siehe „Paul Komors 12 Lebensregeln“, in: *Shanghai Jewish Chronicle*, 4. August 1940, ohne Seitenangabe.

⁸ Merkblatt vom 1. Januar 1939, in: YIVO Institute, Shanghai Collection, RG 243.

⁹ *The Shanghai Herald*, 29. August 1941, ohne Seitenangabe.

¹⁰ Bei diesem handelt es sich um den Berliner Journalisten Kurt Lewin, siehe in: Leo Baeck Institute, Fritz Friedländer Collection, AR 7201, Box 1.

eine Waise, für die er vielleicht nichts als ein Grab sucht.“ In der Fremde nimmt die Identifikation mit dem eigenen Vaterland in der Regel weiter zu. Bei solchen, die unfreiwillig in die Ferne wandern und dort unter nicht einfachen Bedingungen zu leben haben, verstärkt sich diese Neigung, wobei zusätzlich der Vergleich mit der Zivilisation des Gastlandes gesucht wird, um sich nicht nur äusserlich von den in noch weitaus schlimmerem Zustand, ohne jegliche Unterstützung lebenden Chinesen abzugrenzen:

„Wenn man sich ins Gedächtnis zurückruft, auf welcher hohen Kulturstufe der Deutsche steht, dann könnt Ihr glücklich sein, dort leben zu können. Das ist und war für uns alle eine solche Selbstverständlichkeit, dass man erst gewahr wird, was man aufgegeben hat, wenn man dieses sieht. Ich habe noch nie so viel Unappetitliches gesehen wie in diesen Tagen. Jede Frau, jeder Mann, jedes Kind bohrt ungeniert in der Nase herum. Sie spucken und speien, dass man aus dem Ekel nicht herauskommt. Wie kultiviert ist dagegen doch die deutsche Nation.“¹¹

Der Westen im Osten

Wenige Ausnahmen dürften es gewesen sein (und wiederum die, welche nicht direkt nach Hongkou zogen), welche der neuen, fremdartigen Umgebung etwas Positives abzugewinnen versuchten:

„Wir würden die einzigen Europäer in der Umgebung sein. Das entsprach so ungefähr meiner Liebe für das Exotische. Wir kamen ja mit chinesischem Visum nach China, warum sollten wir denn nun nicht auch mit Chinesen zusammen leben?“¹²

In einer Zeitschrift findet sich gar – welche Rarität – die Annonce eines „China-Enthusiasten“, der Shanghai mit einer „jungen chinesischen Dame oder einem chinesischen Herrn“ entdecken und „chinesische Theater, Filme und Restaurants in Begleitung einer landeskundigen gebildeten Person besuchen möchte“.¹³ Die meisten Flüchtlinge lebten im Gebiet von Hongkou, nördlich des Huangpu-Flusses und abseits der prächtigen Uferstrasse des Bunds gelegen, dort, wo auch Tausende vom Lande in die Stadt geflohene

¹¹ Tagebuchnotiz von Emmi Friedrichs, in: Leo Baeck Institute, Theodor Friedrichs Collection, ME 160, S. 137.

¹² Leo Baeck Institute, Hans Jacoby Collection, ME 774, S. 23. Der in Dresden geborene Maler Jacoby wohnte bis im Februar 1943 ausserhalb des „Ghettos“ Hongkou in der Concession Française, jedoch in einer durchweg von Chinesen bewohnten Strasse. Der Verweis auf ein chinesisches Visum schafft einige Verwirrung, da zur Einreise nach Shanghai kein solches Zertifikat erforderlich war, allerdings bis heute die Meinung unter Fachleuten umstritten ist, inwieweit zum Verlassen Deutschlands ein Visum benötigt wurde und in welchem Umfang solche auch vom chinesischen Generalkonsul in Wien ausgestellt wurden.

¹³ *Die Gelbe Post*, Heft 5, 1. Juli 1939, S. 121.

Chinesen untergebracht waren. Die Europäer machten die engen Gassen von Hongkou zu ihrer Heimat, ihrem „Klein-Wien“ beziehungsweise „Klein-Berlin“, westliche Rosinen inmitten des chinesischen Kuchens, Spiegelbilder von Chinesenviertel in der westlichen Hemisphäre. Hier, zwischen brutzelnden Garküchen, kreischenden Marktweibern, schreienden Rikschakulis und schummrigen Opiumhöhlen, fand sich eine versunkene Welt wieder, ähnlich derjenigen, die man von der einstigen k.u.k. Monarchie her kannte. Die europäischen Bewohner Hongkous schufen sich buchstäblich neue Lebenswelten: mit der Reparatur zerbombter Häuser und der Umwandlung in Geschäfte im Bauhausstil; mit der Eröffnung von Spezialitätenläden und der Inbetriebnahme von Redaktionsstuben, Theatern, Synagogen, Tanzlokalen und Kaffeehäusern; oder mit der Gründung künstlerischer Vereinigungen, Bildungseinrichtungen und Sportklubs. Bisher in Shanghai unbekannte Speisen und Nahrungsmittel wurden ebenso eingeführt wie heute längst vergessene Branchen: Galanteriewaren, Hemdenmacher, Hutumpressereien, Kammerjäger, Kohlenhandlungen, Strumpfrepassierungen und so weiter.¹⁴ Öffentliche Schilder wie „Jüdische Frau! Dich ruft der Schabbos! Kaufe nicht am Schabbos, denn damit verursachst Du gröblichste Entweihung“ erinnerten an die verschwundene Shtetl-Kultur Mittelosteuropas; die Werbung „The Crown of Choclates“ des Cafés Louis mit seinen köstlichen Delikatessen an eine Berliner Strassenszene der 1920er Jahre; das Programm MONOLOG FUN A FLICHTLING oder DUS GROJSE GEWINS mit der Schauspielerin Rosa Schoschana und dem Kabarettisten Moshe Elbaum an ein Theaterstück in Krakaus Judenviertel Kazimierz und schliesslich die Sommerkonzerte mit Werken von Schubert, Lehar und Strauss an vergangene Abende im Wiener Schloss Belvedere.

Trotz der Dichte des Angebots an mitteleuropäischen Netzwerken jeglicher Art und der zumindest ab 1943 geographisch eng begrenzten Konzentration auf diese jüdische Kleinstadt innerhalb Shanghais gab es für die Flüchtlinge keine Möglichkeit, der chinesischen Umgebung auszuweichen, keine Flucht in exklusive Klubs oder mit Klimaanlage ausgestattete Villen, um Armut, Dreck und Hitze zu entgehen. Die Emigranten sahen sich als Paria unter den Ausländern, als marginalisierte Westler, und sie wurden von den meisten der seit Jahren in Shanghai tätigen Geschäftsleuten, inklusive der eigenen Glaubensbrüder, aus Image- und Gesichtsverlustängsten auch als

¹⁴ *Adressbuch der Emigranten-Betriebe in Shanghai aus Handel, Industrie, Gewerbe und Handwerk*, Shanghai 1940, in: Leo Baeck Institute, David Ludwig Bloch Collection, AR 7199, Box 1, Folder 6.

solche behandelt.¹⁵ Nicht dass diese Flüchtlinge etwa besonders viele Chinesen zu ihrem Freundeskreis zählten, wohl gar nicht zu intellektuellen Kreisen. Und sie zeigten sich gleichermassen wie die reichen Westler irritiert über das aggressive Verhalten von Bettlern oder Dieben. Auch lernten die meisten von ihnen nicht die Sprache ihrer Nachbarn, um damit mehr über deren Schicksal, Einsamkeit und Leiden zu erfahren. Doch waren sie unablässig und in geballter Form mit der Verelendung der chinesischen Mitmenschen konfrontiert: den Tag für Tag schuftenden Kulis, den hilfsbedürftigen Alten, den hungernden Kindern oder den vor den Türen liegenden toten Babys.¹⁶ Diese Eindrücke waren es, die sich in den Köpfen und Herzen der jüdischen Flüchtlinge einprägten. Auf diesem geographisch relativ kleinen Gebiet waren Chinesen und Emigranten durch das ähnliche Schicksal der Vertreibung ungewollt zu Leidensgenossen geworden. Not bricht Vorurteile: Die jüdischen Flüchtlinge beobachteten die chinesische Umgebung, die Mentalität ihrer Nachbarn mit anderen, nachsichtigeren, vielleicht verständnisvolleren Augen als die reichen, in Shanghai seit Jahren verwurzelten Westler, die alles daran setzten, ihre Geschäfte und das zwischen ihnen und den Chinesen herrschende Dominanzverhältnis nicht durch den Zustrom allzu vieler Flüchtlinge zu stören.¹⁷ Die Emigranten hatten jedoch gegenüber jenen hin-

¹⁵ „No Refugees“ oder „refugees are not desired“ hiess es immer öfter in den Inseraten der englischsprachigen Presse: Viele Westler befürchteten, die „Hitlerflüchtlinge“ würden das Image des „Weissen Mannes“ unter den Einheimischen gefährden. Siehe darüber die Artikel in: *The Shanghai Herald*, 11. September 1941, ohne Seitenangabe, oder das *8-Uhr-Abendblatt*, 30. November 1940, S. 5; vgl. über das Verhältnis zwischen den verschiedenen jüdischen Gruppen Shanghais hinsichtlich des Vorwurfs, die Flüchtlinge würden durch ihr Verhalten zu einem Gesichtverlust der „weissen Rasse“ bei den Chinesen führen: D. KRANZLER, *Japanese, Nazis, and Jews. The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938–1945*, New York 1976, S. 158–159. Hingegen fand sich keine chinesisch-sprachige Zeitung, in deren Spalten Personen aufgrund ihrer Nationalität von einer möglichen Arbeitsstelle ausgeschlossen wurden, siehe: Birman-Report, 16. Januar 1940 (Archiv Kranzler).

¹⁶ Der Reiseführer *All about Shanghai and Environs. A Standard Guide Book*, Shanghai 1934–35 (Nachdruck Oxford 1983), S. 118, gibt beispielsweise für 1933 die Zahl von 5.715 „abandoned bodies“ an, „which are left on vacant lots for collection and burial by benevolent societies.“

¹⁷ Der Dresdner Flüchtling Hans Jacoby äusserst sich in seinen Aufzeichnungen (er ist darin bei weitem kein Einzelfall) beispielsweise ziemlich abwertend über die sefardischen Juden. „Empörend erscheint die Haltung der zahlreichen und meist recht wohlhabenden arabischen Juden. Die meisten von diesen sind schon in der dritten Generation hier. Sie sind die Nachkommen von Juden, die aus Bagdad einwanderten. Kulturell sind sie lächerlich tiefstehend. Man spricht darüber, wie ihre Vermögen erworben wurden. Der kürzlich verstorbene L. H. [Hardoon] hinterliess angeblich \$ 700 Millionen, war aber als der grösste Geizkragen verschrien und gab angeblich nie in seinem Leben einen Cent für charitative Zwecke. Sir Viktor Sas-

sichtlich der Einblicke in die Seele oder zumindest in die Eigenheiten des Gastlandes den grossen Vorteil, dass sie mit einer Schicht der chinesischen Gesellschaft in Kontakt gerieten, die repräsentativ war in der damaligen Zeit – nämlich die in jeder Hinsicht Besitzlosen, die überwiegende Mehrheit der chinesischen Bevölkerung.

Um überhaupt in dieser fremden Umgebung zu überleben, hatten sich die Emigranten den neuen Gegebenheiten verhältnismässig schnell anzupassen. Diejenigen, denen es nicht gelang, weiterhin in ihren alten Berufen tätig zu sein, mussten sich nach einer Alternative umsehen und fanden diese unter Umständen mittels Integration im chinesischen Arbeitsprozess, ein Postulat der Notwendigkeit, wie es in einem Zeitungsbeitrag hiess:

„Wir sind nun einmal hierher verpflanzt worden. [...] Wir alle, wo wir auch sein mögen, müssen versuchen, EUROPA ZU VERGESSEN und uns UMZUSTELLEN. China ist nicht nur unsere neue Heimat, China ist auch unser neues Wirtschaftsgebiet. Wir können uns nicht absondern, müssen mit den Chinesen leben, uns in ihren Wirtschaftskreis einordnen. [...] Wir müssen Vorteile beiseite schieben und auf manches verzichten. Aber mit dem notwendigen Willen werden wir auch diese Dinge überwinden! Asien ist nicht Europa, aber ASIEN ist ein URALTES KULTURLAND MIT GROSSEM LEBENSIMPULS, ein Land, das aufnahmefähig ist für fremde Menschen“.¹⁸

Eine chinesische Zeitung beschrieb voller Respekt die Geschichte eines gutgekleideten Juden, der sich bei chinesischen Geschäften für fünf Dollar pro Monat als Fensterputzer anbot.¹⁹ Ein in Bukarest geborener Emigrant wurde Verkaufsmanager der Firma „Charles Chang Steel Furniture Factory“, trotz „Unkenntnis der chinesischen Sprache, seiner Sitten und fremder Arbeitsbedingungen“.²⁰ Für kurzzeitig böses Blut bei chinesischen Arbeitern aufgrund wirtschaftlichen Konkurrenzdrucks sorgte die Einstellung von Emigranten in Betriebe der Sassoon-Familie,²¹ wobei das Verhalten der chi-

soon, ein Multimillionär, dem halb Shanghai gehört, beschäftigte kaum eine Handvoll Emigranten in seinen zahlreichen Betrieben. Die sind jetzt alle von den Japanern beschlagnahmt worden. Sir Viktor ist noch zur rechten Zeit verschwunden. Sir Elly Kadoorie und Ellis Hajim sind noch da, englische Bürger. Sir Ellys Sohn Horace ist ein Mann besseren Schlages, er baute eine schöne Schule für die Kinder der Emigranten in Hongkew“ (Leo Baeck Institute, Hans Jacoby Collection, ME 774, S. 92–93). Eine ähnliche Meinung wie Jacoby vertrat beispielsweise der Vertreter des American Jewish Joint Distribution Committee (AJDC) nach dem Krieg in Shanghai, Manuel Siegel, in seinem „Report from Shanghai“, 4. November 1945, S. 3–4 (Archiv Kranzler). Vgl. auch den Artikel „20 Wochen in Shanghai“, in: *Shanghai Woche*, 28. Juli 1939, S. 1.

¹⁸ *Shanghai Woche*, 30. März 1939, ohne Seitenangabe.

¹⁹ Übersetzt und abgedruckt in: *8-Uhr-Abendblatt*, 5. Februar 1942, ohne Seitenangabe.

²⁰ YIVO Institute, Shanghai Collection, RG 243.

²¹ *The Shanghai Herald*, 28. August 1941, ohne Seitenangabe.

nesischen Nachbarn im allgemeinen bei den Emigranten als äusserst tolerant betrachtet wurde.²² Einer der Flüchtlinge – obwohl damals noch ein Kind – stellt das durchschnittliche Alltagsverhältnis zwischen Chinesen und Emigranten rückblickend betrachtet in einem wohl ziemlich objektiven Licht dar, wenn er dieses folgendermassen beschreibt:

„Die Chinesen haben uns nicht aufgenommen. Sie hatten ja nichts zu sagen. Die waren ebenso gefangen in ihrem eigenen Land wie wir auch Gefangene waren in diesem Land. Wäre es ein normales Land gewesen, hätten sie uns aufgenommen? Ich bezweifle es, sie hatten nichts zu tun damit. Aber, und das stimmt, und das sage ich auch immer, nicht nur aus Höflichkeit, weil es wirklich so ist: Sie hätten uns natürlich das Leben hier sehr schwer machen können [. . .] und das haben sie nicht getan. Sie waren tolerant, sie haben sich uns nicht widersetzt, sie haben nicht gemeutert gegen uns, sie haben uns nicht angegriffen – wir waren sozusagen Leidensgenossen. Wir haben ein Leben nebeneinander gelebt. [. . .] Es hätte auch anders ausgehen können. Und in dieser Beziehung muss man ihnen wirklich dankbar sein. Das ist das Wahre an der Geschichte. Na, also wenn die Emigranten sagen, die Chinesen seien nett und freundlich gewesen, na ja, dann haben sie auch vergessen, wie oft wir auf die Chinesen geschimpft haben und sie auf uns“.²³

Flüchtlinge und chinesische Politik

Von unmittelbar spürbarem Antisemitismus im Shanghai jener Jahre ist selten die Rede, er schien angesichts der langen Geschichte religiöser Toleranz bei Chinesen auf wenig fruchtbaren Nährboden zu fallen. Judenfeindschaft wurde zweifellos vom deutschen Generalkonsulat sowie Naziorganisationen und in geringerem Masse von Weissrussen geschürt,²⁴ doch blieben die Auswirkungen in den meisten Fällen auf wenige Zeitungsartikel, Flugblätter, Karikaturen oder Ansprachen von Regierungsvertretern der von den Japanern eingesetzten Marionettenregierung unter Wang Jingwei begrenzt.²⁵ Zwar zeigte sich Chiang Kai-shek anlässlich der Auswahl seiner militärischen Berater für den Aufbau einer starken Armee seit den späten 1920er Jahren offensichtlich von deutscher Güteklasse beeindruckt, und sein Finanzmini-

²² Dies ist die Meinung der überwiegenden Mehrheit der von mir interviewten ehemaligen Flüchtlinge.

²³ Interview mit Michael W. Blumenthal, 8. Juli 2001.

²⁴ Über die Ursprünge und Auswirkungen des Nationalsozialismus in Shanghai siehe: A. FREYEISEN, *Shanghai und die Politik des Dritten Reiches*, Würzburg 2000.

²⁵ Siehe beispielsweise das Flugblatt „A Warning to all Chinese, Japanese and Gentile Alike: The Chosen People have invaded Shanghai!“, 1939 (Archiv Tokayer); oder der eine anti-jüdische Rede von Wang Jingwei zusammenfassende Beitrag über „Jüdische Charaktereigenschaften“ (Youtairen xingge) in der Shanghaier Tageszeitung *Sin Wan Pao (Xinwen bao)* vom 15. Februar 1943, S. 3.

ster H. H. Kong biederte sich noch 1937 durchweg unverblümt dem „grossen Kämpfer für Rechtschaffenheit, nationale Freiheit und Ehre“ (Hitler!) an,²⁶ doch entwickelte sich die weltpolitische Lage schliesslich anders, und damit schien auch die Übernahme nazistischer Ideologien nicht unbedingt nachahmenswert.²⁷ Solches schien vergessen oder auch gar nicht bekannt gewesen zu sein, denn nach dem Krieg hielt es die Leitung der jüdischen Gemeinde durchweg für angebracht, dem „grossen chinesischen Staatsmann und Heerführer“ Chiang Kai-shek zum 60. Geburtstag die ehrerbietigsten Glückwünsche zu übermitteln.²⁸ Ein Journalist aus dem Kreise der Emigranten pries den chinesischen Präsidenten als Staatsmann von grossem Format, „dessen Name von der Nachwelt mit Franklin Delano Roosevelt, Winston Churchill und Josef Stalin in einem Atemzuge genannt werden wird“.²⁹ Nur wenige Monate davor war es anlässlich eines Erlasses der chinesischen Regierung vom 27. November 1945 zu Irritationen auf der Seite der Flüchtlinge gekommen, weil es darin hiess, dass alle Deutschen, Österreicher und Juden, die keine strafbaren Handlungen auf dem Territorium Chinas begangen hätten, in ihre „Heimat“ repatriiert würden.³⁰ Ungefähr ein Drittel der Flüchtlinge hatte nach Angaben der auflagestärksten Flüchtlingszeitung *Shanghai Echo* noch 1946 vor, in China zu bleiben, die Mehrheit wünschte aus familiären, beruflichen, zionistischen oder klimatischen Gründen auszureisen:

„Wenn 70 Prozent der Refugees China verlassen wollen, so ist dies gewiss kein Zeichen von Abneigung gegen China oder Undank. Wir alle wissen, was wir China zu verdanken haben, das uns eine freundliche Zufluchtsstätte geworden ist in einer Zeit, da 90 Prozent unserer Lieben in Europa unter den grausamen Händen ihrer Peiniger und in den schrecklichen Gaskammern Hitlers ein entsetzliches Ende fanden. [. . .] Dankbar aber sind wir China alle und werden auch [. . .] im Auslande

²⁶ Zitiert in: J. D. SPENCE, *The Search for Modern China*, New York, London 1990, S. 402.

²⁷ Owen Lattimore, einer der bekanntesten China-Kenner und politischer Berater von Chiang Kai-shek, berichtete von einem Vorfall, wonach zwei amerikanische Verkehrsexperten jüdischer Herkunft China besuchten und die chinesische Seite sich überrascht darüber zeigte, dass die amerikanische Regierung Vertreter niedrigeren Status ins Reich der Mitte sandte, was sie sich nur damit erklären könnten, „that the United States also regarded China as an inferior country“ (Memorandum of talk between Mr. Landau and Owen Lattimore, 5. Mai 1942, AJDC – Archiv Kranzler).

²⁸ Schreiben des Präsidenten der Jüdischen Gemeinde Shanghais, Sigmund Fischel, an Chinas Präsidenten, in: *Shanghai Echo*, 31. Oktober 1946, S. 1.

²⁹ *Die Neue Zeit*, 12. Februar 1946, S. 1.

³⁰ *North-China Daily News*, 17. Dezember 1945, ohne Seitenangabe. Die Verordnung wurde auf Druck des Auslands allerdings nicht unmittelbar und in abgeschwächter Form durchgeführt.

immer China treu bleiben. Man kann China treu sein auch ausserhalb China, und wir werden glücklich sein, China dienen zu können, wo es auch immer sein möge“.³¹

Zwar schien es einigen Emigranten durchaus bewusst zu sein, dass nicht alle Einheimischen über die Anwesenheit von Nicht-Chinesen glücklich waren,³² man zählte jedoch auf das Interesse der chinesischen Wirtschaft an der industriellen Tätigkeit, an gesundem Exporthandel und technischer Entwicklung und träumte, dies eine Vorwegnahme von Ansichten vieler heutiger westlicher Wirtschaftsführer, von den „guten Aussichten“ des „Millionenmarktes“ China:

„Wenn der Emigrant sich grundsätzlich darüber klar wird, dass sein Schicksal eng mit dem Chinas verbunden ist, so eng, dass sein eigenes Schicksal Teil des Gesamtschicksals dieses Landes ist, dann werden auch seine Interessen und Chinas Interessen automatisch dieselben werden“.³³

Als sich jedoch mit zunehmender Intensität des Bürgerkriegs die Fronten immer näher in Richtung Shanghai verschoben, waren auch diejenigen, die noch Monate zuvor die Möglichkeit des Verbleibens in China in Betracht gezogen hatten, überzeugt davon, dass als einziger Ausweg, sobald denn einmal alle Visaangelegenheiten erledigt waren, nurmehr ihre Ausreise bestünde, zumal gegen Ende des Jahres 1948 Berichte von Plünderungen nationalistischer Soldaten in Häusern jüdischer Flüchtlinge in Hongkou bekannt wurden.³⁴ Werden die Jahre der Existenz dieser europäischen Flüchtlinge in Shanghai im Rückblick betrachtet, wird deren Bedeutsamkeit in der Fremdwahrnehmung Chinas und seiner Gesellschaft deutlich. Sie liegt zum einen in der Identität der meisten Flüchtlinge per se: „Ausländer zweiter Klasse“, „Emigranten“, „Fremdlinge“ oder schlimmer noch „Niemande“,

³¹ *Shanghai Echo*, 28. April 1946, S. 2.

³² Einige der von mir interviewten Flüchtlinge sprachen von kleineren Zusammenstössen mit chinesischen Jugendlichen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges; spontane Aktionen der Unzufriedenheit, welche die Emigranten als Manifestationen der im Zuge der allgemein verbreiteten Stimmung „Asien den Asiaten“ einstuften. Streitereien zwischen Flüchtlingen und Chinesen hatten auch damit zu tun, dass die Flüchtlinge in Hongkou Wohnungen belegten, die vor der Zuweisung des „Designated Area“ chinesischen Familien gehörten. Und schliesslich wollten viele Chinesen nicht einsehen, weshalb die jüdischen Flüchtlinge in den Genuss von Uno-Hilfsmitteln im Rahmen des UNRRA-Programmes für China gelangen sollten.

³³ *Shanghai Echo*, 5. Mai 1946, S. 3.

³⁴ Brief Nr. 351 des American Jewish Joint Distribution Committee (AJDC) Shanghai to AJDC New York vom Dezember 1948 (Archiv Kranzler). Aus Peking wurde im gleichen Jahr von einer moslemischen, antijüdischen Demonstration berichtet, auf der auch Pekings Bürgermeister eine Rede hielt (*North-China Daily News*, 14. Juni 1948, ohne Seitenangabe).

welche einen völligen Gegensatz zu den Reichen, Alteingesessenen, den „Old China Hands“, denjenigen, die sich „mit einem Whisky-Soda von den lästigen Gedanken (Hongkew) befreien“,³⁵ klarlegen und damit eine völlig andere Qualität des sozial-kulturellen Dialogs zwischen China und dem Westen schaffen.

„Wer um zwei Wochen länger in China ist, gibt sich einem als alter Ostasiate und verzapft an einen mit huldvoller Überlegenheit die köstlichsten Axiome (regarding the necessity of white maintaining the upper hand in Asia, even by brutal means), die ihm tagsvorher ein Anderer versetzte, der um noch zwei Wochen früher hier ans Land gekommen ist“.³⁶

Im Vergleich dieser beiden sich so fremden ausländischen Welten erst zeigt sich der Wert der Fremderfahrung dieser Flüchtlinge, welche sich am kolonialen Romantizismus der ständigen Besserwisser störten, an deren simplifizierender Denkweise gemäss der manichäischen Allegorie von Gut und Böse, Weiss und Schwarz (oder treffender Gelb), Über- und Unterlegenheit. Während die Wohlhabenden, die „richtigen Shanghailänder“ – oder zumindest diejenigen, die behaupteten, es zu sein – das Privileg besaßen, sich geographisch von ihrer unmittelbaren Umgebung, den Chinesen, zu trennen, lebten die „Neulinge“ inmitten der fremdartigen, zumeist erbärmlichen, häufig jedoch auch anregenden *terra sinica*. Gewiss schufen sie sich, um zu überleben, ein jüdisches Milieu, so gut es ging. Doch scheuten sie sich nicht vor der Anerkennung der Tatsache, dass ihr Exilland China war. Selbst im sportlichen Wettkampf kamen sie den Chinesen nahe, deren Fussballspieler, so ein Kommentator, „ein bestechendes Kombinationsspiel vorführten, das aber ein wenig übertrieben wurde“.³⁷ Ganz anders die Mehrheit der „alten Hasen“, die – in ständiger Selbsttäuschung – ihr Dasein so einrichteten, dass sie sich einbildeten, nicht in China zu leben.

„Das ist der Kolonialgeist, der die Menschen, die lange in Kolonien gelebt haben, nicht verlässt und sie zu Lüge verleitet. Sie behaupten dann, in Europa nicht mehr leben zu können. Das Leben sage ihnen nicht zu. Unsinn! Die ‚niedrige‘ Umgebung fehlt ihnen, auf die sie herabschauen sollen und dürfen, über die sie sich erhaben dünken. [. . .] Hier hat der weisse Mann sich eine eigene, körperstärkende Kulisse für sein asiatisches Dasein errichtet. Er spielt Polo, Golf, Criquet und ist ganz bei der Sache. Er spielt westliches Leben, und, indem er sich von hüpfenden Kulis bedienen lässt, einen abendlichen Akt kolonialer Romantik“.³⁸

³⁵ *Die Laterne*, 21. Juni 1941, S. 3.

³⁶ *Die Gelbe Post*, 1. Mai 1939, S. 2.

³⁷ *Shanghai Echo*, 11. November 1946, S. 4.

³⁸ *Die Gelbe Post*, 1. Juli 1939, S. 100–101.

Die ärmlichen europäischen Juden hingegen waren keinem Sitten- oder gar Ehrenkodex (I believe in Shanghai!) verpflichtet, der ihnen den Kontakt mit Chinesen wenn nicht verboten, doch zumindest tunlichst abgeraten hatte. Sie konnten sich nicht mit einer „Vertragshafengesellschaft“ sozialisieren, deren bisweilen snobistische Mentalität groteske und nicht selten sinophobe Züge annahm: kein chinesisches Essen, kein chinesisches Wort, keine chinesische Kleidung. Das Empfinden für das Prestige der Zugehörigkeit zu einer „überlegenen Rasse“ schien vielen Emigranten nicht nur in der einstigen Heimat, sondern auch im fernen Shanghai unheimlich zu sein.

Die Flüchtlinge wurden ohne ihr Zutun zu Zeugen einer der düstersten Periode Chinas im 20. Jahrhundert, in der es einer Seltenheit gleichkam, dass Begegnungen mit Wesenszügen chinesischer Gesellschaft unabhängig von Krieg und Besatzung überhaupt stattfanden, geschweige denn erfreuliche. Barbara Tuchman vermerkte in ihrer Biographie über General Joseph Stilwell anlässlich dessen Begegnungen und Erfahrungen mit Chiang Kai-shek eben diese dem Thema innewohnende Schwierigkeit und drückte ihr Bedauern aus, die „Liebenswürdigkeit, die künstlerische Hellsichtigkeit, der philosophische Geist, die Charakterstärke, die Intelligenz, das ausgewogene Temperament und deren [der Chinesen] Fleiss“ nicht in angemessener Weise hervortreten zu lassen.³⁹ Gewiss war es auch für die in Shanghai gestrandeten Flüchtlingen kein leichtes, in ihrer teils freiwilligen, teils erzwungenen Annäherung an den fremden Kulturkreis die traumatischen Erfahrungen ihrer Leidensgenossen zu übergehen und Zugänge zu Gastfreundschaft, Humor oder Kunstfertigkeit à la chinoise zu finden. Doch gelang dies einer Minderheit von ihnen weitaus besser als der Mehrheit der langjährigen Old China Hands, denen seit Geburt – ob in Europa, Amerika oder China – Verschiedenheit in Form von Überlegenheit, mit anderen Worten Distanz zu ihrer nächsten Umgebung bewusst oder unbewusst eingetrichtert worden war.

Der Höhepunkt des europäischen Flüchtlingsstroms erreichte Shanghai zu einem Zeitpunkt, als China bereits knapp zwei Jahre von einem brutalen Aggressionskrieg Japans heimgesucht wurde und der noch weitere sechs dauern sollte – wahrhaftig kein optimaler Ausgangspunkt, die Seele eines Volkes und seiner Bewohner zu entdecken, chinesische Kultur zu verstehen oder gar schätzen zu lernen. Und zudem reichte die Perspektive der meisten von ihnen nicht über die engen Grenzen des „International Settlement“ und der

³⁹ B. TUCHMAN, *Sand gegen den Wind. General Stilwell und die amerikanische Politik in China 1911–1945*, Frankfurt/M. 1988, S. 13.

„Concession Française“ oder gar Hongkous hinaus, mit Ausnahme einiger Jugendlicher vielleicht, die aus Abenteuerlust die verschlungenen Gassen der chinesischen Altstadt durchstreiften auf der Spur nach der Unterwelt mit ihren angeblich kleinen, heimtückischen Chinesengestalten und den von Opiumgeruch durchtränkten Spielhöhlen, deren Zugang ihnen von den Eltern untersagt worden war. Einige Neugierige wagten es, die heiligen Grenzen der ausländischen Enklaven fern von Recht und Ordnung zu verlassen, etwa auf Schlangenjagd mit dem Serologen Hirschenson⁴⁰ oder beim Aufspüren „chinesischer Totenhäuser“, den typischen Grabhügeln.⁴¹ Während man früher Ausflüge in die Auen und Wiesen rund um den Wannsee oder in den Wiener Wald gemacht hatte, um der Hektik einer Grossstadt zu entgehen, gingen Entdeckungsfreudige in Shanghai zumindest bis zur Errichtung des „Ghettos“ auf Exkursionen in die unzähligen Gassen, um die Melodie des chinesischen Alltags, die „Poesie des Orients“ zu erfahren.⁴²

Gewiss wussten auch die Flüchtlinge, dass Shanghai nicht gleichbedeutend mit China war. Wenige von ihnen sind aus der künstlich gezogenen geographischen Konzentration ausgebrochen, welche das Denken in kolonialistischen Grenzen vorgab. Damit unterschieden sie sich nicht unwesentlich von den „respektierten“ Ausländern, von denen viele dreissig oder vierzig Jahre lang in Vertragshäfen wohnten, ohne je Peking, geschweige denn Teile des Landesinneren gesehen zu haben.⁴³ Doch im Gegensatz zu letzteren räumte man dies freimütig ein und wies zusätzlich auf die Gefahr der verzerrten, weil okzidentalischen Sichtweise hin:

„Unsere Kenntnisse des Chinesischen, seiner Sitten und Gebräuche sind leider so oberflächlich, so dass sich in der Beurteilung dieses fleissigen und strebsamen Volkes ein verzerrtes Bild ergibt. Ich mute mir durchaus nicht zu, die Psyche des chinesischen Volkes zu kennen, und will auch nur meine Eindrücke so wiedergeben, wie ich sie mit europäischen Augen sehe.“⁴⁴

Juden in andere Gebiete Chinas?

Überdies war die Bewegungsfreiheit der Emigranten durch den japanisch-chinesischen Krieg seit 1937 arg beschränkt, und eines der jüdischen Hilfskomitees warnte die Flüchtlinge ausdrücklich vor Reisen nach Nord-China,

⁴⁰ 8-Uhr-Abendblatt, 29. September 1940, S. 3.

⁴¹ 8-Uhr-Abendblatt, 19. September 1940, S. 3.

⁴² *Almanac-Shanghai*, veröffentlicht vom *Shanghai Echo*, Shanghai 1946/47, S. 85.

⁴³ Siehe beispielsweise: R. V. C. BODLEY, *Indiscrete Travels East – Java, China, and Japan*, London 1934, S. 143 bzw. 171.

⁴⁴ *Shanghai Journal – Die Neue Zeit*, 2. Februar 1946, S. 4.

insbesondere Tianjin, um nicht die jüdische Gemeinde insgesamt zu gefährden.⁴⁵ Trotz solcher Hinweise berichteten Emigranten in seltenen Fällen über ihre „abenteuerlichen Fahrten“ nach Innerchina. Zwar handelt es sich dabei nicht um Beiträge im Stile renommierter Reiseschriftsteller, doch kann der Gewillte trotz allem einige Stimmungsbilder aus dem „wahren“ China herauslesen.⁴⁶ Einige Flüchtlinge waren sich dessen durchaus bewusst, dass Shanghai das Tor Asiens ist und dass hinter diesem der Kontinent „den tiefen, traumreichen Schlaf seiner Geschichte, seiner Vergangenheit, seiner Individualität“ schläft und man später einmal, nach der zweiten Emigration – dieses Mal Richtung Westen – bereuen werde, nichts von Peking, Hangzhou oder den Guilin-Hügeln gesehen zu haben, die alles entscheidende Begegnung mit China trotz des mehrjährigen Aufenthalts nicht zustande kam:

„Und ich wette mit Euch, soviel Ihr mir auch mit der Hand abwinken mögt, Ihr werdet dann an Eurem vielleicht doch etwas kühlen amerikanischen oder australischen Herde sitzen, wie jemand, der in einem Dickicht die Prinzessin Turandot fand und vergass oder vielmehr versäumte, ihr den lebensspendenden Kuss auf die Lippen zu drücken“.⁴⁷

Wäre es nach dem Willen einer ganzen Reihe von redlichen und weniger ehrlichen Buhlern gegangen, hätten jüdische Flüchtlinge aus Europa zumindest zahlenmässig zu einem Höhepunkt an Annäherungen seit dem Beginn des Verhältnisses zwischen dem Abend- und Morgenland beigetragen, doch erlitten die Pläne für dieses allzu schön klingende Märchen à la „west-östlicher Diwan“ noch vor ihrer Realisation Schiffbruch: Bereits 1933, die Jahreszahl scheint kein Zufall zu sein, entwickelte ein Vertreter des japanischen Aussenministeriums Pläne für die Ansiedlung von deutschen Juden im Marionettenstaat Manchukuo.⁴⁸ In den folgenden Jahren wiederholte sich die Prozedur mit unterschiedlichen Akteuren, jedoch gleichem Ziel: Industrialisierung der Mandschurei und gleichzeitig der Versuch, das Wohlwollen (und die finanzielle Unterstützung) des amerikanischen Judentums für Japans Politik zu gewinnen – doch ohne Erfolg, weil Gegner auf allen Seiten.⁴⁹ Im Jahre 1939, angesichts der zunehmenden Immigrationswelle jüdischer Flüchtlinge nach Shanghai, häuften sich die Siedlungspläne, und Entwürfe

⁴⁵ Abgedruckt in: *Shanghai Jewish Chronicle*, 14. Januar 1941, ohne Seitenangabe.

⁴⁶ Siehe beispielsweise: *Shanghai Jewish Chronicle*, 29. Dezember 1940, S. 7 oder vom 11. Mai 1941, ohne Seitenangabe.

⁴⁷ *Die Neue Zeit*, 27. Oktober 1946, ohne Seitenangabe.

⁴⁸ Publiziert in: *Israel's Messenger*, 3. November 1933, S. 9.

⁴⁹ Siehe darüber: D. KRANZLER, *Japanese, Nazis, and Jews*, S. 169–266, oder aktueller: A. ALTMAN, *Controlling the Jews*, in: R. MALEK (ed.), *From Kaifeng . . . to Shanghai. Jews in China*, Sankt Augustin, Nettetal 2000, S. 279–317.

wurden ausgearbeitet, dass womöglich selbst Theodor Herzl ins Schwärmen geraten wäre: Noch vor der Ankündigung des sogenannten Berglas-Plans im Juni 1939, benannt nach dem deutsch-jüdischen Flüchtling und Geschäftsmann Jacob Berglas, wonach in der Provinz Yunnan einhunderttausend Flüchtlinge Zuflucht und gleichzeitig Arbeitsmöglichkeiten fänden,⁵⁰ diskutierten Vertreter der jüdischen Hilfsorganisation HIAS-HICEM (Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society) in Paris mit dem chinesischen Generalkonsul über eine Ansiedlung von Naziflüchtlingen in China.⁵¹ Der chinesische Diplomat machte deutlich, dass seine Regierung im Prinzip jüdische Flüchtlinge willkommen heisse, ein solches Projekt jedoch gegenseitigen Nutzen einbringen müsse: China benötige in erster Linie Ärzte, Bergbau-techniker, Bauunternehmer, Architekten, Mechaniker und andere Spezialisten sowie „Kapitalisten, welche fähig seien, bestimmte Industriezweige [. . .] aufzubauen“.⁵² Als mögliche Siedlungsgebiete wurden unter anderem die Provinzen Ningxia, Qinghai und Guizhou genannt.

Ungefähr zur gleichen Zeit fragte der Vertreter einer amerikanischen Hilfsorganisation für China den chinesischen Botschafter in den USA, den angesehenen Gelehrten Hu Shi, an, ob seine Regierung sich bereit erklären würde, „Mitopfer der brutalen Aggression“ (Juden) in China aufzunehmen und im Gegenzug dazu deren technisches Wissen und praktische Erfahrung beim Aufbau von Industriezweigen erlangen werde.⁵³ Aus den bisherigen Quellen ist nicht eindeutig ersichtlich, welche Seite das Angebot initiierte, doch zeigte sich die nationalistische Regierung in Chongqing grundsätzlich an der Idee interessiert, wie die Antwort des Aussenministeriums bewies, obwohl gleichzeitig rechtliche Bedenken erhoben wurden.⁵⁴ Doch verlief schliesslich auch dieses Projekt im Sande trotz Verlockungen für und von allen Seiten: Zu gross schienen Unsicherheit und Vorbehalte zu sein, und

⁵⁰ Plan for the Immigration of Central European Immigrants into China submitted by Mr. Jacob Berglas, Cathay Hotel, Shanghai, June 15, 1939, in: American Jewish Joint Distribution Committee – Archiv, Catalogue/Record Group: 1933–1944, File: 458. Artikel über diesen Plan veröffentlichten die *New York Herald Tribune* am 21. Juni 1939, die *Shanghai Woche* am 23. Juni 1939 und *The China Weekly Review* am 22. Juli 1939.

⁵¹ YIVO Institute, HIAS-HICEM, RG 245.4 (Note: Relative to proposals made by the General Consul of China in Paris about Jewish immigration to the south-western region of that country, strictly confidential, April 27, 1939).

⁵² Ebenda, S. 2.

⁵³ Department of State – Memorandum of Conversation, 31. August 1939 und Copy of Letter to Dr. Hu Shi, Chinese Ambassador in the USA, by Maurice William of the American Bureau for Medical Aid to China, 31. Mai 1939 (Archiv Kranzler).

⁵⁴ Text of a Telegraphic Message From the Ministry of Foreign Affairs, Chungking, May 6, 1939 (Archiv Kranzler).

selbst die sefardischen Taipans Shanghais, Sir Victor Sassoon beziehungsweise Sir Elly Kadoorie, deren volle Unterstützung ein Projekt solchen Ausmasses erfordert hätte, reagierten beispielsweise auf den Berglas-Plan skeptisch bis ablehnend.⁵⁵

Auch wenn sich solche Träume jüdisch-chinesischer Beziehungen im grossen Stile nicht erfüllten und demzufolge in der Untersuchung über die Wahrnehmung Chinas keine bedeutenden Fremderfahrungen jüdischer Flüchtlinge aus dem Innern des Landes vorliegen, sind die Auseinandersetzungen europäischer Emigranten mit dem Fremden mitunter beachtenswert. Dies auch deshalb, weil die Flüchtlingsgruppe eine einzigartige berufliche, nationale, religiöse und linguistische Vielfalt aufwies – und dies räumlich eng begrenzt –, wie sie nur ganz selten in einem Exilland vorgefunden wurde. Der Geist Hongkous bestand aus einem menschlichen Kaleidoskop sondergleichen, von bürgerlich eingestellten, preussisch-klassisch ausgebildeten, der exotischen Umgebung Shanghais gegenüber nicht uninteressierten Schullehrern bis hin zu den ultraorthodoxen Studenten der *Mirer Yeshiva*, deren Talmudschule den weiten Weg von Polen über Litauen, Sibirien und Kobe in Japan schliesslich nach Shanghai fand und deren hauptsächliche Besorgnis, neben dem Überleben, der Einhaltung der göttlichen Gesetze galt.⁵⁶ Gewiss gelangte die überwiegende Mehrheit der Emigranten in ihrer Eigenschaft als Juden nach China und lebte dort dementsprechend, doch entwickelten einige von ihnen im täglichen Verkehr mit dem Fremden ein kosmopolitisches Bewusstsein, das, angesichts ihrer Isolation vom Rest der Welt, bemerkenswert erscheint. Während die einen die Zeit des Exils durch die verstärkte Identifikation mit den eigenen Wurzeln überstanden, sicherten sich andere in diesem multikulturellen Nexus von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Status ihr Überleben durch Annäherung an die fremde Umgebung – konkret oder geistig, gewollt oder ungewollt – oder zumindest durch die Selbstreflexion im Spiegel des Fremden, selbst wenn dieser andere ein „Chinamann“ war.

⁵⁵ Brief von Sir Lawrence Kadoorie an Mr. A. Frieder, The S. Frieder & Sons Co., Manila, vom 2. August 1939 aus Hongkong sowie Brief von Sir Victor Sassoon vom 5. August 1939 an Mr. Landau, New York, beide in: American Jewish Joint Distribution Committee – Archiv, Catalogue/Record Group: 1933–1944, File: 458.

⁵⁶ Die Mir Yeshiva, benannt nach dem Städtchen Mir im heutigen Weissrussland, umfasste mehr als die Hälfte aller polnischen Flüchtlinge in Shanghai, nämlich etwa 500 Personen.

„Exil der kleinen Leute“

Ob die Existenz eines städtischen Orchesters, einer Pferderennbahn oder der längsten Bar der Welt genügte, Shanghai mit dem Zusatz „Stadt mit Kultur“ auszuzeichnen, ist fraglich. Und wenige würden gegen die Feststellung Sturm laufen, Shanghai sei in erster Linie die Stadt von Business, Abenteuer und Romantik gewesen. Von einem intellektuellen Klima – zumindest was die westlichen Ausländer betraf – schien ebenfalls erst mit Ankunft der europäischen Flüchtlinge in der Stadt über dem Meer Kenntnis genommen zu werden. Zwar wird Shanghai immer wieder als „Exil der kleinen Leute“ bezeichnet, oder die Rede ist von einer „Emigration am Rande“. Und es ist gewiss nicht von der Hand zu weisen, dass keine Personen mit grossem Namen nach China flüchteten, weder ein Thomas Mann, ein Albert Einstein noch ein Sigmund Freud, wie selbst ein Shanghaier Flüchtling zugibt.⁵⁷ Was jedoch die Qualität des Shanghaier Exils charakterisiert sowie auch und gerade für die Nachwelt von Interesse macht, ist deren Einzigartigkeit der Fremderfahrung von Emigranten, deren Wahrnehmung einer sozial und kulturell völlig anderen Lebenswelt. In Shanghai fanden keine grossangelegten Widerstandsaktionen statt, die Politisierung blieb auf innerjüdische Themen begrenzt. Shanghai war nicht gleichbedeutend mit dem Paris Vichy-Frankreichs oder dem Oslo des norwegischen Quislings: Berichte von gewalttätigen Japanern gegenüber der Flüchtlingsgemeinde kamen vor, auch das „Ghetto“, oder zumindest eine „Designated Area“ wurde eingerichtet und Zensurmassnahmen eingeführt, hauptsächlich nach Pearl Harbor. Doch wurde keine ausdrückliche Warnung vor einem Kontakt mit Einheimischen ausgesprochen – zwar ein Maulkorb, was internationale Politik betraf, doch keine Augenbinde zur Beobachtung der Umgebung und kein Verbot zur Erforschung des Fremden an sich.⁵⁸ Jüdische und chinesische Flüchtlinge teilten buchstäblich die gleichen Gassen und ein ähnliches Schicksal. Eine physische Isolation war ganz unmöglich; die beiden Gruppen blieben einan-

⁵⁷ Kurt Rudolf Fischer, in späteren Jahren Philosophieprofessor an der Wiener Universität, notierte in seinen „Shanghaier-Erinnerungen“: „Was nun die Intelligenz unter den Emigranten betrifft, so wäre folgendes zu sagen: Prominente gab es keine, wie schon erwähnt. In dieser Sparte kann Shanghai nicht mit den USA oder England verglichen werden, aber auch nicht einmal mit Skandinavien oder Südamerika“ (K.R. FISCHER, *Emigration nach Shanghai*, in: F. STADLER [ed.], *Vertriebene Vernunft*. Band I: *Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940*, München 1987, S. 487–498, dort S. 489).

⁵⁸ Diese Feststellung soll die Notlage der „Ghettobewohner“ keineswegs leugnen, im Gegenteil. Gerade unter den Bedürftigsten befanden sich Journalisten, die die schwere Zeit in Shanghai nicht überlebten.

der nicht nur räumlich nahe⁵⁹ oder kauften in den Shops der jeweils anderen Nationalität ein, sondern sie verbündeten sich in Ausnahmefällen gar in Widerstandsgruppen gegen japanische Einrichtungen.⁶⁰

Durch solcherlei Nähe entstanden – von einer Minderheit von Individuen zwar, doch immerhin – Perzeptionsquellen von Chinas Menschen und Lebensformen in Form literarischer Texte, manche derb, andere generalisierend und wieder andere besonders reizvoll, weil scharf beobachtet. Ein Bestandteil im Zeitvertrieb des Shanghaier Flüchtlings (nach der Sicherstellung der elementarsten Bedürfnisse) konnte im Wahrnehmen seiner nächsten Umgebung liegen, und einige pflegten diesen auf ihre je eigene Weise. Dass sich der Standpunkt zum Gegenstand und die Art der Beobachtungsgabe im Laufe von sechs bis zehn Jahren wandelten, gibt den Produkten gelegentlich eine besonders attraktive Note. Innerhalb weniger Jahre schufen Vertreter dieser Emigration China-Bilder, deren *Couleur* bis zum heutigen Zeitpunkt durch ihre Nähe zum Objekt aus den China-Perzeptionen anderer Bildschöpfer hervorstechen. Diejenigen, denen das Glück bezüglich der amerikanischen Quotenregelung zur Einwanderung weniger hold war oder die vor 1949 noch kein anderes Aufnahmeland gefunden hatten, welches sich bereit zeigte, einige der „Displaced Persons“ aufzunehmen, wurden zusätzlich, doch unfreiwillig zu Zeitzeugen des historischen Übergangs vom nationalistischen zum kommunistischen China, oder, wie die Parteigänger des letzteren behaupten, vom alten zum „Neuen China“. Der Nachwelt überliefert sind damit neben China-Bildern von Einzelpersonen zusätzlich Schilderungen über Verhältnisse im damaligen Shanghai aus der Sicht von Vertretern internationaler Organisationen, der UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Office), der IRO (International Relief Organization), dem American Jewish Joint Distribution Committee (AJDC) oder dem jüdischen Hilfsverein HIAS (Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society).

Mögen Sefarden, russische und mitteleuropäische Flüchtlingsjuden auch die unterschiedlichsten Erfahrungen im Reich der Mitte gemacht haben, das Ende ihrer zeitlich unterschiedlichen Präsenz in China verlief weitgehend parallel. Für die von den Japanern während des Krieges internierten sefardischen Juden mit britischem Pass war es relativ einfach, eine neue Heimat

⁵⁹ Es darf nicht vergessen werden, dass selbst nach der Errichtung der „Designated Areas“ im Frühjahr 1943 noch immer ungefähr 100.000 Chinesen im gleichen Gebiet lebten, das den jüdischen Flüchtlingen zugewiesen worden war. Siehe D. KRANZLER, *Japanese, Nazis, and Jews*, S. 491.

⁶⁰ H. H. HINZELMANN, *O China. Land auf alten Wegen. Wahrhaftige Entdeckungen auf einer west-östlichen Lebensfahrt*, Braunschweig 1948, S. 83–100.

zu finden. Die russischen, zumeist staatenlosen Juden hatten sich zwischen der Annahme der sowjetischen Staatsbürgerschaft oder der Registrierung als Vertriebene – Displaced Persons – zu entscheiden (die Mehrzahl entschied sich für letztere), während für die meisten mitteleuropäischen Juden lediglich die Weiterwanderung nach Amerika, Australien und ab Mai 1948 Israel in Frage kam. Lediglich einige Dutzende verspürten das Bedürfnis zur Heimreise nach Europa. Der Exodus der Juden aus Shanghai erreichte seinen Höhepunkt noch vor dem Einmarsch der Kommunisten, während die verbliebenen etwa 1500 Juden sich erheblichen Schwierigkeiten seitens der Behörden gegenüber konfrontiert sahen, als sie versuchten, China zu verlassen.⁶¹ Im Juni 1956 machte der damalige Vertreter der jüdischen Gemeinde Shanghais, R. D. Abraham, in einem Brief an den Sefarden David Marshall, soeben zurückgetretener „Chief Minister“ Singapurs, auf das Schicksal der restlichen 543 in China verbliebenen Juden aufmerksam und bat diesen, bei dessen Treffen mit Chinas Regierungsvertretern um eine Ausreisebewilligung für jene Personen nachzusuchen.⁶² In einem Gespräch mit Aussenminister Zhou Enlai soll letzterer zugesichert haben, die Angelegenheit zu klären.⁶³ Wiederum fünfundzwanzig Jahre später, die Grosse Proletarische Kulturrevolution war bereits vorüber, vermerkte eine interne Liste des AJDC gerade noch fünf Personen jüdischer Herkunft in Shanghai.⁶⁴ Ein einmaliges, weil grösstenteils fern der üblichen kolonialistischen Strukturen und Vorurteile entstandenes Kapitel in der Geschichte west-östlicher Begegnungen hatte damit sein endgültiges Ende gefunden. Eine unvoreingenommene Betrachtung jüdisch-chinesischer Begegnungen in der Mitte des 20. Jahrhunderts bietet jedoch auch fünfzig Jahre danach ganz allgemein Anlass zur Hoffnung auf ein tiefergehendes Verständnis gesellschaftlicher Vorgänge und Mentalitäten im Reich der Mitte.

⁶¹ In Interviews mit Flüchtlingen ist häufig von Erpressungsversuchen von Behörden oder ehemaligen Compradore die Rede, wonach eine Ausreise erst dann gestattet wurde, wenn eine bestimmte Geldsumme bezahlt oder ganze Betriebe ohne Entschädigung an den chinesischen Staat überschrieben und gar noch zusätzliche Strafsummen („Wiedergutmachung für Ausbeutung von Chinesen während der Kolonialzeit“) bezahlt wurden.

⁶² Brief von R. D. Abraham und David Marshall („private and confidential“) vom 25. Juni 1956, in: American Jewish Joint Distribution Committee – Archiv, Catalogue/Record Group: 1933–1944, File: 474. Abraham fügte eine Liste bei, aus der ersichtlich ist, dass von den 543 Personen mehr als 400 Juden die sowjetische Staatsbürgerschaft besaßen, jedoch nicht vorhatten, in ihre ehemalige Heimat zurückzukehren.

⁶³ J. and L. SILVERSTEIN, David Marshall and Jewish Emigration from China, in: *The China Quarterly*, September 1978, S. 647–654, dort S. 653.

⁶⁴ American Jewish Joint Distribution Committee – Archiv, Folder: China General (1965–1989).